



Der  
**Stern der Treuer**

Illustrierte Zeitschrift  
 für  
 Glaubensverbreitung

• Herausgegeben • u. • Missionshaus • der • Söhne • d. hl. Herzen • Jesu •  
 Missionäre für Central-Afrika.

## Den geehrten Lesern zur gefälligen Beachtung!

Der „Stern der Neger“ erscheint als illustrierte Monatschrift am Schlusse jeden Monates und kostet jährlich 1 fl. 50 kr. ö. W. = 3 Mark mit Postversendung. Wir richten an unsere Freunde die innige Bitte, aus Liebe zum göttlichen Herzen Jesu und zu den armen Negern von Centralafrika diese Zeitschrift in ihrem Bekanntenkreise verbreiten und uns Abonnenten werben zu wollen.

Zur Bestellung des „Stern der Neger“ wende man sich an den P. Rector des Missionshauses der „Söhne des hl. Herzens Jesu“ in Mühlau bei Brigen (Tirol).

Allenfallsige Abonnenten in Brigen können sich zur Entrichtung des Abonnements an A. Weger's Buchhandlung wenden.

---

### Correspondenz der Expedition.

H. S. L. Brunner C. „Herzliches Vergelt's Gott“ für übersandte Spende von 10 fl. 50 kr. Herzliches Vergelt's Gott allen übrigen Wohlthätern. — Um weitere Unterstützung für den Neubau des Missionshauses wird gebeten. —

---

## Gebete

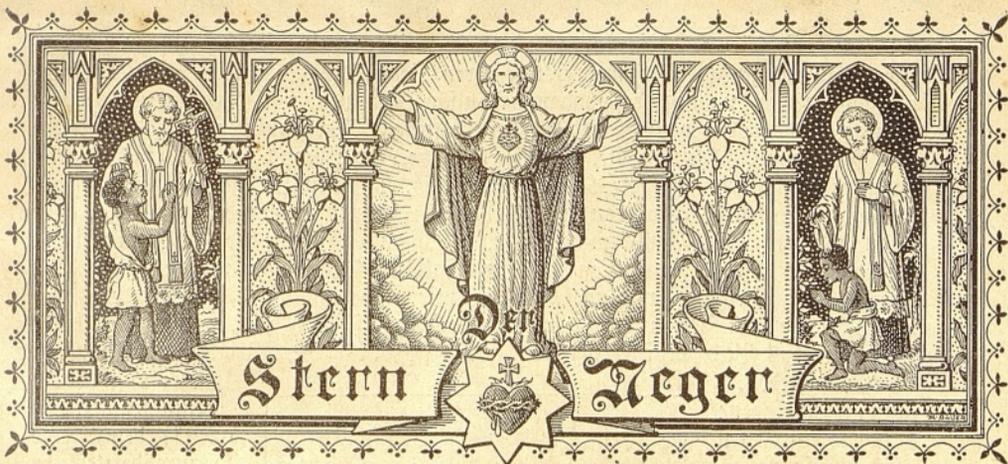
um die Bekehrung der Chamiten von Central-Afrika zu erlangen.

Beten wir für die unglücklichen Negervölker Central-Afrikas, damit Gott, der alles vermag, von ihren Herzen einmal den Fluch Cham's hinwegnehme und ihnen jenen Segen verleihe, den man nur im Namen Jesu Christi, unseres Herrn und Gottes erlangen kann.

### Gebet.

O Herr Jesus Christus, alleiniger Erlöser des ganzen Menschengeschlechtes, der Du bereits herrschest von einem Meere zum andern und vom Flusse bis zu den Grenzen des Erdkreises, öffne erbarmungsvoll Dein heiligstes Herz auch den unglücklichsten Seelen von Central-Afrika, welche noch in der Finsternis und im Todeschatten sitzen, auf daß durch die Fürbitte der gütigen Jungfrau Maria, Deiner unbefleckten Mutter, und ihres glorreichen Gemahls, des heiligen Josef, die Negervölker ihre Bösen verlassen, vor Dir sich niederwerfen und Deiner Kirche zugesellt werden. Der Du lebst und regierest von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen.

---



## Illustrierte Zeitschrift für Glaubensverbreitung in Afrika.

Organ des Missionshauses der „Söhne des hl. Herzens Jesu“.

← Erscheint am Ende jeden Monats. →

Nr. 2.

Februar 1898.

I. Jahrgang.

Inhalt: Gebet für die Bekehrung der Neger von Central-Afrika. — Die Marienverehrung in Afrika. — Das Sternenkrenz des Südens (Gedicht). — Der Aberglaube im Nilthale. — Erinnerungen an den Aufenthalt der hl. Familie in Agypten. — Mittheilungen aus den Missionsstationen: Überblick über die Missionsthätigkeit im verfloffenen Jahre. Negercolonie Gesträ. Empfänglichkeit der Neger für Christenthum. — Vormarsch der anglo-ägyptischen Armee. — Oesterreich und die Mission von Centralafrika.

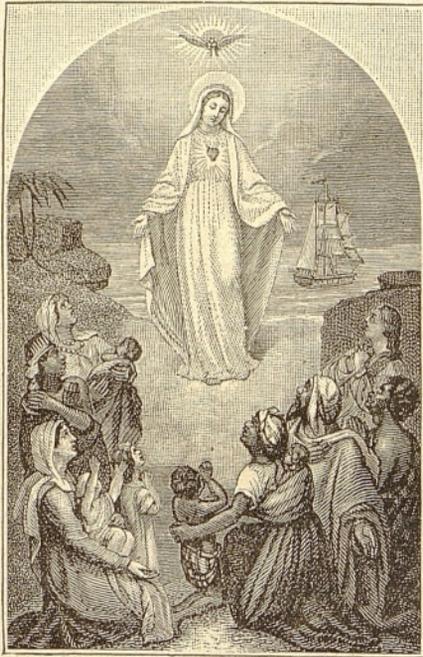
## Die Marienverehrung in Afrika.

Die Marienverehrung war im Oriente von jeher in solcher Blüte, daß sie charakteristisch für diese Gegend genannt werden kann. Dies gilt zuerst von den christlichen Riten. Die Griechen, Syrier, Kopten, Armenier, Maroniten sowohl der unierten als nichtunierten Richtung, alle ohne Unterschied ehren mit Vorzug Maria und geben ihrer Verehrung je nach den einzelnen Landesfitten oft sehr rührenden Ausdruck. Eben der Umstand, daß bei den orientalischen Riten der Mariencult so tiefe Wurzeln geschlagen hat, so daß er als ein wichtiges Stück Religion betrachtet wird, ist eines der größten Hindernisse, womit die Protestanten bei ihren Bekehrungsversuchen im Oriente zu kämpfen haben.

Was aber noch auffallender ist, das ist die Verehrung Marias sogar bei Nichtchristen, bei Mohammedanern. In unserer Missionsstation Chartum im Sudan kam es häufig vor, daß Mohammedaner am Samstag, welcher Tag, wie sie wußten, bei den Christen der hl. Jungfrau geweiht ist, Kerzen und Öl in die Mission brachten mit der Bitte, sie in der Missionskapelle vor dem Bilde der Mutter Gottes zu brennen. Dies geschah besonders dann, wenn sie sich in

Noth und Bedrängnis befanden und von Gott irgend eine Gnade erflehen wollten. In Kairo waren wir vor mehreren Jahren Zeuge des Folgenden. Eines Nachmittags erschienen mehrere mohammedanische Männer und Frauen mit einem kranken Kinde vor der um jene Zeit verschlossenen Thüre unserer Herz Jesu-Kirche und baten um Einlaß, da sie, wie sie erklärten, der „Frau“ (el set) ein Anliegen vorzutragen hätten. In die Kirche eingelassen, schauten sie sich um, und sobald sie das Bild der hl. Jungfrau erblickt hatten, giengen sie gerade darauf zu: eine Frau hob das kranke Kind in die Höhe, gleichsam als wollte sie es Maria weihen, während die Übrigen mit ihren Händen ähnliche Bewegungen machten und dazu Worte murmelten. Der Augenblick ist mir unvergesslich. Da standen diese Muselmänner, im Herzen grimmige Christenfeinde, flehend und vertrauensvoll ihr Auge auf das Bild Marias gerichtet. Ob sie durch die Fürbitte der Jungfrau

erhört wurden, kann ich nicht sagen; denn sie entfernten sich ebenso rasch, wie sie gekommen waren, und wir konnten auch nicht erfahren, woher sie kamen und wohin sie giengen. Die Thatfache zeigt aber, daß selbst im mohammedanischen Volke Vertrauen zu Maria besteht. Dies ist um so auffallender, als bei den Muselmännern die Jungfräulichkeit nicht in Achtung steht wie bei uns, im Gegentheil sogar als Schande gilt. Aber die überirdische Er-



der Unbefleckten Empfängnis begangen, worauf sich die Neger in Gefira durch eine kleine Mission vorbereiten. Sie beten täglich den hl. Rosenkranz, der in ihrer Tagesordnung so fix ist, daß sie sich Scrupel machen würden, denselben zu unterlassen; Kinder sowohl als Erwachsene haben großes Verlangen, das Marien-Scapulier oder „tob-el-azra“ (d. h. Kleid der Jungfrau), wie sie es nennen, am Halse zu tragen; mehr als Bilder, Medaillen wird das Scapulier von ihnen begehrt, kein Mariensfest vergeht, ohne daß wir nicht um Scapuliere bestrümmt werden. Sind sie uns einmal ausgegangen, so thut es uns selbst wehe, die armen Neger traurig abgehen zu sehen. Die Neger verehren mit Stolz in Maria ihre Königin. Mit Genehmigung von Rom werden am Schluß der lauretanischen Litanei nach der Anrufung „Königin des hl. Rosenkranzes“ die Worte: „Königin der Schwarzen, bitte für uns“ in arabischer Sprache beigefügt. Es ist rührend, die kleinen Neger mit dem Chore diese Worte singen zu hören. Mit besonderer Feierlichkeit wird der Monat Mai begangen. Wie die Neger im allgemeinen eine besondere Vor-

scheinung der „Jungfrau“ („el azra“) besitzt eine so unwiderstehliche Macht, daß sie selbst die Herzen fanatischer Mohammedaner in ihren Bann zwingt.

Aber auch bei den Schwarzen-Afrika's, bei unseren Negern, ist die Marienverehrung bevorzugt. Unsere Negerchristen begehren mit besonderer Freude die Marienfeite, an denen sie meist die hl. Sacramente der Buße und des Altares empfangen; mit besonderer Feierlichkeit wird alljährlich das Fest

Liebe für die schwarze Hautfarbe haben und dieselbe schöner erachten als unsere weiße Farbe, so sind sie auch besonders erfreut über eine schwarze Muttergottesstatue, welche sich in unserer Kirche in Geziret befindet und das Gnadenbild von Mtötting in Bayern darstellt. Manchmal schleicht ein Neger in die Kirche, um der schwarzen Mutter Gottes sich zu empfehlen oder das Opfer einer kleinen Abtödtung zu ihren Füßen zu legen. — Unter dem Schutze Mariens wurde einst das Befehrunzwerk der Neger im Sudan begonnen. „Stella matutina“ (Morgenstern) hieß die große Nilbarke, welche die österreichischen Glaubensboten in den fünfziger Jahren nach Chartum und dann auf dem weißen Nile bis in die Nähe des Äquators trug. Der Verein, der im Herzen Osterreichs entstand, um den Missionären die Mittel zu verschaffen, wurde unter den besonderen Schutz Mariens gestellt und nach ihr „Marienverein“ benannt. In der einstigen Missionskirche in Chartum befand sich ein schönes Bild, welches Maria als himmlische Schutzfrau der central-afrikanischen Mission treffend darstellte. Am Landvorsprunge, den der blaue und weiße Nil bei Chartum bilden, lag eine Negermutter in Ketten, wohl das in Fesseln geistiger und leiblicher Knechtschaft schmachkende Afrika darstellend, neben ihr die ebenfalls gefesselten Negerkinder, Mutter und Kinder die mit Ketten beladenen Hände und die flehenden Blicke auf die Erscheinung Mariens richtend, die über der in der Ferne von Norden nahenden Nilbarke „Stella matutina“ schwebte, mit dem Jesuskinde in den Armen. Ein schönes Bild!

Nicht ohne Bedeutung wird Maria vom alttestamentlichen Sängler als von dunkler Farbe gepriesen und in zahlreichen Gnadenstätten und Wallfahrtsorten unter diesem Bilde verehrt. Mit gerechtfertigtem Vertrauen hoffen wir durch Marias Fürbitte, daß die armen Neger Afrika's sich bald anbetend vor ihrem göttlichen Sohne niederwerfen.

\*

\*            \*

\*

## Das Sternenkrenz des Südens.

**W**enn Gott will Großes künden einem Volke,  
Die Welt zu Heil und Gnade liebend mahnen,  
Bedient er sich der Schrift auf hoher Wolke,  
Weit sichtbar auf den lichten Himmelsbahnen.

Ein Wunderstern an hohen Himmelshallen  
Verkündigt' einst der Welt Erlösungstunde:  
Drei Weise hin nach Bethlem betend wallen:  
Sie bringen nach der Heimat frohe Kunde.

Doch ach! Das unglücksel'ge Land nicht höret  
Die Botschaft voll von Heil und Völkerseggen,  
Von Satan's Ränken blind ungarnt, bethöret,  
Und schreitet ird'schem, ew'gem Weh entgegen.

Denn was ihr seht, ist Wahn und Geisterglauben,  
Und was ihr hört, ist Wuth und Kampfesbrausen,

Und was ihr schaut, des Rachegeistes Schnauben,  
Und was da tönt, des Kriegs und Todes haufen.

Dort, seht ihr's, schwarz und finster wie der Böse,  
Entlang der beiden Nile blonden Wogen  
Mohammed's Sohn, der grause Sudanese,  
Eilt gierig mit dem rothen Mond gezogen.

O höret! Welch' Getümmel, welches Wimmern!  
Gewehre knattern, Männer, Mütter irren,  
Und Kinder, Thiere heulen unter Trümmern,  
Und Hütten stürzen krachend, Lanzen flirren!

Das Wimmern elsternloser Kinder tönet  
Ergreifend über Strom, im Thal, am Bache,  
Gebroch'nes Schluchzen, heiß'res Seufzen stöhnet  
Aus Hütten, Dörfern wie vom Grabgemache.

Am düster'n, glutdurchbehten Wüstensaume,  
Dem Wurme gleich, unragt vom Felsenriffe,  
Der Slave krümmend ächzt im Todestraume,  
Geführt vom toden morschen Wüstenschiffe.

Dem Slaventrosse folgt der Nar, hoch durch die Lüfte,  
Umfreisend, was des Moslims Hand verheerte:  
Es lechzet die Entweiherin der Gräfte,  
Gebein und Leichenfraß bedeckt die Fahrte.

Ach! soll die wilde Leidenschaft nicht enden?  
Der dumpfe Schrei des Schmerzes ewig währen?  
Soll Graus und Schreck' sich niemals wenden,  
Der Höllegeist ganz Afrika verheeren?

Wenn Gott will Großes künden einem Volke,  
Die Welt zu Heil und Gnade liebend mahnen,  
Bedient er sich der Schrift auf hoher Wolke,  
Weit sichtbar auf den lichten Himmelsbahnen.

Im Reich der glutumflor'nen Tropenzone,  
Auf hell bediademten Utherbahnen  
Erstrahlt ein Sternbild voll von Himmelswonnen,  
Um aller Blicke, aller Sinn zu bannen.

Es schimmert, glihert auf smaragd'nem Grunde,  
Ein Viergestirne wie von Edelsteinen,  
Das schönste wohl der weiten Himmelsrunde,  
Und all der Leuchten, die am Himmel scheinen.

Es ist das Kreuz, von Gottes Hand gezimmert,  
Mit Flammennägeln in die Luft gehangen,  
Als Zeichen, aus dem einzig Rettung flimmert,  
Das Muth und Kraft und Sieg verleiht den Bangen.

Das Sternenkreuz auf Afrika's Himmelsfluren  
Zeigt an den Weg zum Heile den Chamiten:  
Den Glaubensboten zeigt's die sicher'n Spuren,  
Worauf wird Sieg, Triumph und Heil erstritten.

Das Kreuz zur Hand! Voran zum hehren Streite!  
Nach Afrika's erhitzten Negerlanden!  
Zum Kampfe um die theu're Seelenbeute,  
Zur Rettung uns'res Erbs aus Satansbanden!

Erhaben, heilig, hehr sind uns're Ziele,  
Nicht schrecken soll uns Kampf und Streiten;

Zum heißen Süden hin geh'n unsere Kiele,  
Nach Afrika's Welt in ihren tiefsten Breiten!

Hinaus zum Kampfe! Voran mit Gottvertrauen!  
Nicht Pein und Qual und Tod macht z'rück uns weichen;  
Hinüber über Leichen ohne Grauen!  
Der Sieg, er winket schon im Kreuzeszeichen!

G.

\*

\* \*

\*

## Der Aberglaube im Nilthale.

Von P. X. Geyer, F. S. C.

**D**er Aberglaube in seinen verschiedenen Gestalten und Erscheinungen ist im Orient und besonders in den mohammedanischen Gegenden mehr oder minder so verbreitet, daß eine erschöpfende Behandlung dieses Themas einen dicken Band füllen könnte. Andererseits greift derselbe so tief in das Privat-, Familien- und öffentliche Leben ein, daß es der Mühe wert ist, denselben wenigstens im allgemeinen zu betrachten.

Der Mensch neigt überhaupt zum Aberglauben hin und jedes Volk hat besondere Erscheinungen desselben aufzuweisen. Auch in unserem deutschen Volke steckt trotz Christenthum und Bildung noch ein ziemliches Maß von abergläubischen Vorstellungen und Gebräuchen.

Aber während hier der Aberglaube nicht allgemein, sondern vorzüglich den ungebildeten Classen eigen und derart ist, daß er doch in seinem Ursprunge einigermaßen vernünftig erklärt werden kann, und auch die Religion gegen ihn auftritt, greift dort der Aberglaube bis tief in das Innere des Volkslebens ein und zwar der Gesamtheit, auch der Gebildeten, zeichnet sich durch völlige Sinnlosigkeit und Abgeschmacktheit aus und wird von der Religion in Schutz und Pflege genommen. In keinem Religionsgebiet hat der Aberglaube so allgemeine Verbreitung, tritt in so mannigfachen Formen auf als im Islam: und wiederum ist er in keinem islamitischen Lande so in Schwung und so eigenthümlicher Natur wie gerade im Nilthale.

Die abergläubischen Vorstellungen und Handlungen fußen theils auf dem Koran und den Traditionen, theils auf dem Volksglauben. Die vom Koran sanctionierten abergläubischen Ansichten bilden einen Theil der Religion, und bei den unwissenden Nomaden und oberflächlich bekehrten Negern besteht der Islam mehr in Aberglauben als in sonst etwas; aber auch bei den Gebildeten ist er sehr verbreitet, besonders beim weiblichen Geschlechte; bei diesem ist die religiöse Bildung gering, um so krasser aber der Aberglaube. Unter den genannten abergläubischen Ansichten nimmt der Geisterglaube die erste Stelle ein. — Die Moslim unterscheiden gewöhnlich drei Arten vernünftiger, erschaffener Wesen, nämlich Engel, welche aus Licht, Geister, welche aus Feuer, und Menschen, welche aus Erde erschaffen sind. In Betreff der Engel glaubt man, daß jeder von zweien begleitet sei, deren einer die guten, der andere die bösen Handlungen aufzeichne; andere geben die Zahl der Begleitengel auf 5, 60 und 160 an. Der Moslim wendet sich am Schlusse des Gebetes nach einer der beiden Seiten zum Gruße der anwesenden Engel. Die Häupter der Engel sind vier: Gabriel, der Engel der Offenbarungen, Michael, der Patron der Islamiten, Azazel, der Todesengel, Israfil, der Trompetengel des Weltendes.

Eine große Rolle im Leben der Moslim spielen die Geister Dschin, pl. Dschennun genannt; schon der Umstand, daß hinsichtlich des Ursprunges dieser Geister die Angaben des Koran, die Überlieferung aus dem Munde des Propheten, die Erklärungen der gelehrten und frommen Mohammedaner und die Volksmeinungen vielfach auseinandergehen, ja sich nicht selten widersprechen, zeigt an, daß hier der Aberglaube sich breit macht, die verschiedensten und absonderlichsten Formen annimmt und auf ebenso verschiedene und absonderliche Weise sich zu rechtfertigen sucht. Nach dem Koran sowohl als nach der Tradition sind die Geister präadamitischen Ursprunges. Eine Überlieferung besagt, daß in präadamitischer Zeit ein Geschlecht von Geistern die Erde mit Festland und Meeren, Ebenen und Bergen bewohnt und seine Regierung, Religion und Propheten besessen habe. Als sich die Geister gegen ihre Regierung und Propheten auflehnten, sandte Gott gegen sie ein Heer von Engeln, welche die Rebellen vom Festlande auf die Inseln und in die Wildnisse vertrieben und viele derselben gefangen nahmen. Unter diesen befand sich Azazil, welcher nun unter den Engeln weilte, dort zu großem Einflusse gelangte und sich eine hohe Stellung verschaffte. — Im Koran (7 Sure 16 ff. v.; 15 Sure, 21 ff. v.; Sure 18, Vers 48) heißt es, daß Gott, nachdem er den Menschen aus Erde erschaffen und ihn mit einem Theile seines Geistes ausgestattet hatte, den Engeln befahl, sich vor Adam niederzuwerfen. Alle gehorchten dem göttlichen Befehle mit Ausnahme des Iblis, welcher, von Gott über den Grund seiner Widersetzlichkeit befragt, erwiderte: „Weil ich vorzüglicher bin als Adam, da Du mich aus Feuer und ihn nur aus Thon geschaffen hast.“ Diesem Hochmuth folgte die Strafe und Gott sagte zu dem Ungehorsamen: „Hinab mit Dir, von hier hinweg, es soll Dir nicht gestattet sein, Dich hier übermützig zu zeigen; gehe hinaus, fortan gehörst Du zu den Verachteten.“ Iblis bat um Aufschub der Strafe bis zum Tage der Auferstehung und erlangte ihn, daraufhin sagte er: „Weil Du mich abirren machtest (mich in die Irre geschickt hast), so will ich den Menschen auf dem rechten Wege auflauern und sie überfallen von vorne und von rückwärts, von der rechten und von der linken Seite, daß Du den größten Theil derselben undankbar finden sollst.“ Dieser Iblis soll nun kein anderer sein, als der oben erwähnte Azazil, der bei dieser Gelegenheit zum Iblis wurde. — Nach einer anderen Ansicht war Iblis von Gott als Statthalter der Geister auf die Erde gesandt und regierte sie 1000 Jahre. Infolge seiner Widersetzlichkeit bei erwähnter Gelegenheit der Erschaffung des Menschen verlor er alle seine Vorzüge und wurde Vater der bösen Geister. Wieder andere meinen, Iblis, das Haupt der bösen Geister (Schaiatin) sei verschieden von den Dschennun.

Wir wollen die verschiedenen Ansichten über den Ursprung des Iblis und der Geister nicht weiter verfolgen. Das Gesagte genügt, um zu erkennen, daß die Angaben des Koran und die Tradition über diesen Punkt ebensovieler Entstellungen des biblischen Berichtes über den Fall der Engel sind. Wichtiger sind uns das Wesen der Geister und die Rolle, die sie im Aberglauben des Volkes spielen. Das Wesentliche läßt sich im Folgenden zusammenfassen. Die Dschennun sind aus Feuer geschaffen, und fähig, sich durch plötzliche Ausdehnung oder Zusammenziehung ihrer Bestandtheile unsichtbar zu machen und in der Erde, in der Luft, in Bergen, Steinen, Mauern und Gewässern u. s. w. zu verschwinden, als auch die Gestalten von Menschen, Thieren und Ungeheuern anzunehmen und als solche einherzuwandeln. Sie essen und trinken, vermehren sich durch Verbindung unter einander oder mit Menschen, leben gewöhnlich viele Jahrhunderte, sind aber schließlich dem Tode unterworfen. Theils sind sie Mohammedaner oder Gläubige, theils Ungläubige, die einen gut, die andern böse. Ihre Anzahl ist sehr groß; nach den einen bilden sie sieben Legionen, nach andern 40 Corps, deren jedes

600.000 stark ist. Ihr Hauptsitz ist das Gebirge Kaf, das die ganze Erde umgibt, und diese selbst ist in allen ihren Theilen von ihnen bevölkert, indem sie theils das Festland, theils Meere oder Flüsse, theils die Luft bewohnen. Sie umgeben den Menschen überall und so zahlreich, daß er bei jeder Bewegung Gefahr läuft, einen derselben zu berühren, zu stoßen oder zu verletzen. Die Verletzung eines Dschin hat zumeist dessen Tod zur Folge, welcher in der Weise eintritt, daß das anstatt des Blutes in den Adern rollende Feuer durch die entstandene Wunde austritt, den ganzen Dschin einhüllt, verzehrt und in Asche verwandelt. Man wendet daher große Vorsicht und Behutsamkeit an, wenn man etwas auf den Boden stellt, setzt oder wirft, auf die Erde spücht, Wasser ausgießt u. s. w.; man sagt mit leiser oder auch vernehmbarer Stimme «Destur ja mobarakin» (Erlaubnis, ihr Gesegneten), indem man gleichsam den Geist, welcher vielleicht zufällig an der Stelle sich befindet, um Erlaubnis und Vergebung bittet.

Obwohl die Dschunen überall hausen, gelten gewisse Orte als ihre bevorzugten, vorübergehenden Aufenthaltsorte, als Flüsse, Meere, alte, zerfallene und unbewohnte Gebäude und Trümmer, Marktplätze, Herde und Öfen, Bäder, Winkel und Ecken u. s. w. Wer daher einen genannter Orte betritt, einen Eimer in die Cisterne senkt, Feuer anzündet u. dgl., gebraucht die Vorsicht, die etwa anwesenden Geister mit den Worten «Destur» oder «Destur ja mobarakin» zu mahnen und aufmerksam zu machen. Dieser Aberglaube erklärt manche Handlungen der Moslim, die sonst höchst sonderbar und auffällig erscheinen. Die Erzählung in „Tausend und eine Nacht“, daß ein Kaufmann einen Dschin tödtete, indem er den Kern einer geessenen Dattel wegwarf, steht nicht vereinzelt da. Zahllos sind die Gelegenheiten, in denen man Gefahr läuft, einen Dschin zu verletzen und zu tödten. Wenn schon gegen die Dschunen im allgemeinen solche Rücksicht geübt wird, so erfieht man leicht, welche Furcht vor den bösen herrschen muß. Diese heißen schaiatin (Einzahl schitan) Teufel. Iblis ist das Haupt aller bösen Geister. Über ihn sagt nach einer Überlieferung der Prophet also: „sein bevorzugter Aufenthaltsort sei das Bad, seine Versammlungsorte seien besonders Marktplätze und Kreuzungswege, seine Speise sei alles, was ohne Anrufung des göttlichen Namens getödtet wird; sein Trank alles Berauschende, sein Muezzin (Gebetrufer) die muzmar (Pfeife oder musikalisches Instrument), sein Koran seien die Erzeugnisse der Poesie, seine Schrift die Zeichen der Geomantie, seine Zunge die Lüge, seine Schlingen die Weiber.“

Durch besondere Bosheit zeichnen sich die fünf Söhne des Iblis aus, nämlich Tir-Anstifter von Schaden, Verlust und Unglück, El Awar-Verführer, Sot-Lügenteufel, Dasim-Zwietrachtsteufel der Ehe, Zelembur-Handelsteufel.

Böse Geister der mächtigsten und gefürchtetsten Sorte sind Afrit und Marid. Afrit wird auch im allgemeinen für böse Geister gebraucht. Diese und zahllose andere böse Geister stellen der Wohlfahrt des Menschen nach und greifen überall unheilvoll in das Leben der Menschen ein. Zu diesem Zwecke nehmen sie verschiedene Gestalten an, indem sie beflügelt in der Luft oder als mannigfach gestaltete Thiere auf der Erde hausen und den Menschen gleich von einem zum anderen Orte sich begeben. Unter den Thiergestalten nehmen sie mit Vorliebe jene von Schlangen, Katzen, Hunden, Hyänen, Schakalen, Scorpionen, Wölfen, Löwen u. dgl. an. Diese Thiere hält man daher für verdächtig und hat vor ihnen Furcht und Abscheu.

Schlangen sind besonders verdächtig und gefürchtet. Schon der Prophet hatte seinen Anhängern befohlen, Schlangen und Scorpionen, welche sich zur Gebetszeit einschleichen, zu tödten. Eine Classe von Derwischen und andere beanspruchen Gewalt über die Schlangen zu besitzen, sie in ihren Verstecken aufspüren

und aus den Häusern entfernen zu können. Auf einer Wüstenreise hat man nicht selten Gelegenheit, Schlangen über den Weg und unter den Kameelen hindurchschleichen zu sehen. Das gibt für die abergläubischen Kameeltreiber stets eine aufregende Scene ab. Mit Stöcken, Lanzen und Schwertern fallen sie über dieselben her und tödten sie mit Ungeflüm, was als Vorzeichen einer glücklichen Reise gilt, und triumphierend wird weitergezogen. Gelingt es hingegen der Schlange zu entwischen, so gilt dies als schlimmes Vorzeichen: die Leute werden furchtsam und mißtrauisch, leben in düsterer Vorahnung eines kommenden Unglückes und setzen jeden unangenehmen Zufall auf Rechnung jenes Vorfalles.

Katzen, welche übrigens weniger zahlreich sind als bei uns, gelten allgemein als verdächtig. Zeigt sich im Hause eine fremde Katze, so wird sie nicht selten von den Hausbewohnern mit Zurückhaltung und Argwohn betrachtet und behandelt im Verdachte, es könne irgend ein böser Geist hinter derselben stecken. Ähnlichen Argwohn hegt man gegen Hunde, welche allgemein als unreine Thiere gelten und als solche vom eifrigen Moslim verabscheut werden. Da, wo der Islam in seiner fanatischsten Form bekannt wird, duldet man keine Hunde in menschlichen Wohnungen. So ist der Hund aus Omdurman, der Residenz des mahdhistischen Reiches, und anderen größeren Orten des Sudan, völlig verbannt und kommt nur in kleinen Orten vor. Verirrt sich ein Hund in erstgenannte Orte so fällt die ganze Einwohnerchaft voll Abscheu mit Stöcken über ihn her und jagt ihn in die Ferne. Der Moslim hat Sorge, mit keinem Hunde, besonders nicht mit seiner feuchten Schnauze, in Berührung zu kommen. Häufig kann man beobachten, wie die Leute ihre faltigen Gewänder eng an sich ziehen, um nicht von einem Hunde, der eben vorbeikommt, berührt zu werden. Die Schafaiten sind ganz besonders ängstlich; wenn ein Hund mit seiner feuchten Nase zufällig ihre Kleidung berührt, so glauben sie sich im Zustand religiöser Befleckung und müssen die befleckte Stelle der Kleidung siebenmal mit Wasser waschen und einmal mit trockener Erde abreiben. Noch peinlichere Sorgfalt hat man, daß man von keinem Hunde beleckt oder in noch schlimmerer Weise besudelt werde. In Aegypten ist die Zahl derer, welche Hunde als Hauswächter halten, verhältnismäßig gering; daß man Luxus- oder Schoßhunde hält, ist völlig ausgeschlossen. Die meisten Hunde irren herrenlos umher. Bis vor einigen Jahren noch war ihre Anzahl z. B. in Kairo Legion; erst seit der englischen Occupation wurde mit diesen Thieren, welche Straßenpolizei in der Reinigung besorgten, ausgeräumt, so daß sie heute nur noch vereinzelt zu treffen sind. Das geringe Ansehen, dessen der Hund sich bei den Moslim erfreut, zeigt sich auch in der Geringschätzung und im Mißbrauche seines Namens. Das Wort «kelb» (Hund) wird allgemein zur Bezeichnung von Unreinem gebraucht und kein Prädicat wird den Christen häufiger gegeben als jenes „Hund“; man schimpft sie «kelb nusráni» (Christenhund), womit ihre Unreinheit im Gegensatz zu den Moslim ausgedrückt werden soll. Unter diesen selbst ist einer der gewöhnlichsten Schimpfnamen «kelb» oder «ebn el kelb» (Hundesoohn), Ausdrücke, welche man an allen Straßen und Ecken täglich unzählige Male gegen Menschen und Thiere geschleudert hören kann. Die abergläubischen Vorstellungen betreffend andere Thiere werden wir unten gelegentlich kennen lernen. Mit den Geistern werden alle außerordentlichen und auffallenden Erscheinungen in Zusammenhang gebracht; was die Leute nicht recht begreifen können, schreiben sie auf Rechnung der Geister, so meist auffallende und ungeahnte Naturereignisse, Sonne- und Mondfinsternis. Diese sollen dadurch entstehen, daß irgend ein feindseliger Geist sich an Sonne und Mond zu schaffen macht, sie anpakt, würgt und droffelt, bis der Todeskampf in ihrer blassen Farbe sichtbar werde. In diesem Aberglauben laufen daher beim Eintreten einer Sonnen- oder Mondfinsternis alle, Groß und Klein zusammen,

um dem geängstigten Gestirne zu Hilfe zu kommen: mit Hilfe alter Blech- und Thongeschirre, Eisen, Stöcken, Lanzen, Schwertern u. dgl. vollführen sie unter Schreien, Töhlen und Springen einen höllischen Lärm, um den Geist vom Gestirne wegzujagen; dies gelingt natürlich stets, worauf die guten Leute befriedigt nach Hause gehen. Sonnen- und Mondfinsternisse gelten im Sudan allgemein als Vorzeichen von Unglück.

Die Sternschnuppen hält man für Feuerpfeile, welche Gott irgend einem bösen Geiste nachschleudert. Die bösen Geister sollen nämlich, obwohl sie von Gott schon wiederholt von dort verjagt wurden, versuchen, sich in den untersten Himmel einzuschleichen, um dort die Gespräche der Engel über die göttlichen Rathschläge zu belauschen, um sie dann den Zauberern mitzutheilen. Diese neugierigen und zudringlichen Forscher werden von Gott mit Feuerpfeilen, den Sternschnuppen verjagt. Auf diese Weise soll eine Menge böser Geister getödtet werden. Die Moslim freuen sich daher über das Fallen einer Sternschnuppe im Wahne, es gebe um einen Dschin weniger und rufen bei dessen Anblick: „Gott durchbohre den Feind der Religion.“ Im Sturm- und Wirbelwind wähnt man einen flüchtigen, bösen Geist und ruft bei dessen Nahen: „Eisen, o Unglücklicher“, im Glauben, daß der Sturmgeist Furcht habe vor dem Eisen und Halt mache. Ebenso gilt der Samun oder glühende Wüstenwind als der heiße Athem eines von Gott verfluchten Geistes und Feindes des Propheten der Gläubigen, welcher als dürstender Hund mit herabhängender Zunge lechzend durch die Wüste rast auf der Suche nach Wasser, ohne es zu finden. In Unkenntnis der physischen Ursachen des Besonderen in der Wüste häufigen Phänomens der Fata morgana wird diese Erscheinung auf Rechnung der Gaukeleien und Künste irgend eines Geistes gesetzt und daher bezeichnender Weise «Moja el schitan» „Teufelswasser“ oder auch «bahr bela ma» (wasserloser See) genannt. Aber nicht nur Naturerscheinungen, auch Menschenwerke, welche etwas Großartiges oder Außergewöhnliches an sich haben, werden dem Eingreifen der Geister zugeschrieben. So werden die alterthümlichen Bautenreste Agyptens und Arabiens, als Pyramiden, Pylone, Tempel u. dgl. für Werke des Großgeistes Gan ebn Gan und seiner Söhne gehalten, indem man die Möglichkeit ausschließt, daß solche Bauten von Menschenhand errichtet sein könnten. Auch läßt der Volksglaube die altägyptischen Gräber, Grabkammern und die dunklen Winkel der alten Tempelbauten noch heute von Geistern und Teufeln bewohnt sein. Das Gleiche gilt von den epochemachenden Erfindungen der Neuzeit, als Dampfschiffen, Eisenbahn, Telegraph, Telephon u. s. w. Nicht gering ist die Zahl der Moslim, welche jene, ihnen unverständlichen Erfindungen den bösen Geistern, welche den Ungläubigen beistehen, zuzuschreiben geneigt sind. Daraus erklärt es sich, daß man da, wo der Islam noch im ungeschwächten Zelotenthum und ungebrochenen Fanatismus herrscht, wie in Arabien und jetzt im Sudan, von diesen Neuerungen nichts wissen will und sie in Abscheu hat.

Zu den untergeordneten Geistern zählen noch gewisse geheimnißvolle Wesen, welche gewissermaßen die mohammedanische Mythologie bilden. Der Glaube an diese mythologischen Wesen beeinflusst jedoch Leben und Handlungen der Moslim in weit höherem Maße als dies bei der Mythologie der Abendländer der Fall ist. Ein solches Wesen der gefürchtetsten Art und über dessen Herkunft die absonderlichsten Geschichten erzählt werden, heißt Ghul. Die einen sagen es bestehe von diesem Dinge nur der Name. Es heißt in dieser Beziehung: drei Dinge haben einen Namen, existieren aber in Wirklichkeit nicht: der Vogel Anka, das Ghul und ein treuer Mensch. In Gestalt von Thieren, Ungeheuern, Menschen und in sonstigen Schreckensgestalten zeigt es sich vorzugsweise an Begräbnisplätzen oder abgelegenen Orten, nährt sich von Leichen und macht in seiner Fraßgier jedem

menschlichen Wesen, dem es begegnet, den Garaus. In manchen Gegenden, besonders im Sudan, erzählt sich vorzugsweise die Jugend die fürchterlichsten Geschichten über dieses Unding. In den Märchen und Erzählungen der Negerkinder spielt das Ghul fast immer eine Hauptrolle; all die kleinen Schwarzen sind mit Schrecken vor diesem Ungeheuer erfüllt. Die Mütter haben die Sitte, ungehorsame Kinder mit dem Ghul zu bedrohen, was auf die Kleinen nachhaltigen Eindruck macht.

Ein anderes mythisches Wesen, Silah, wohnt zumeist in Wildnissen oder Wäldern, greift Menschen auf, tanzt, scherzt mit ihnen, wie eine Katze mit der Maus, manchmal treibt es mit ihnen auch frevelhaftes Spiel, um sie dann wieder freizugeben. Letzteres ist auch die Sitte des Gaddar oder Garrar, der besonders in Oberägypten haust, die Menschen anlockt, sie auf unbeschreibliche Weise peinigt und durch Schrecken quält, um sie dann wieder laufen zu lassen.

Delhain heißt ein dämonisches Wesen in menschlicher Gestalt, reitet gewöhnlich auf einem Strauß, bewohnt die Meeresinseln und nährt sich von Leichen, welche von schiffbrüchigen Fahrzeugen an die Küste getrieben werden.

Ein ganz eigenthümliches Wesen ist der Hatif, der nicht gesehen, sondern nur gehört werden kann und gewöhnlich Mahnungen und Rathschläge ertheilt. Gefährlicher ist der Schiff, ein Ding mit halb-menschlichem Körper, das die Menschen tödtet.

Den Genannten ist schließlich noch das absonderliche Wesen beizufügen, das Nosnas heißt. Es soll die menschlichen Körpertheile nur zur Hälfte besitzen, nämlich halben Leib, halben Kopf, einen Arm, einen Fuß und so alles übrige nur halb; insolgedessen es seinen Namen Nosnas (Halbmensch) hat. Andere vervollständigen die ohnehin schon hässliche Gestalt dieses Wesens dadurch, daß sie ihm Flügel der Nachtule andichten. Es bewohnt zumeist Wälder, springt mit großer Gewandtheit auf dem einen Fuße einher, spricht mit menschlicher Stimme. Anderswo, speciell im Sudan, heißt es, daß das Nosnas ursprünglich ein Mensch war, den Gott aus Strafe dafür, daß er sich in Milch badete, in einen Affen verwandelte, daher der Name des Affen Nosnas d. h. Halbmensch. (Fortf. f.)

## Erinnerungen an den Aufenthalt der hl. Familie in Ägypten.

Von P. Xaver Geyer, F. S. C.

Ägypten wurde durch die Anwesenheit des göttlichen Erlösers zur Terra Sancta geweiht und daher von der Kirche seit den ältesten Zeiten als zum heiligen Lande gehörig betrachtet.

Ich will nun den Leser zu jenen Stätten führen, an denen Jesus, Maria und Josef nach der Überlieferung geweiht, und ihm erzählen, was die fromme Tradition hierüber berichtet. Wir wollen die hl. Familie bei ihrer Ankunft in Ägypten auffuchen und ihr folgen, bis sie das Land wieder verläßt.

Der hl. Josef, der mit Jesus und Maria im Auftrage des Engels vor der Verfolgung des Herodes nach Ägypten flüchtete, kam nordwestlich vom heutigen Kairo, nämlich bei Heliopolis an. Dorthin führe ich also den Leser zuerst von Kairo aus.

Wir besteigen bei der Limonenbrücke in Kairo den Localzug, der seit einigen Jahren die Stadt mit Heliopolis verbindet. Früher legte man diese 10 km lange Strecke gewöhnlich mit Eseln zurück. Die Bahn führt uns nach Norden. Links haben wir den Ismailieh-Canal und jenseits desselben üppige Korn-, Klee-, Baumwollfelder, während abwechselnd Pflanzungen und nackte Staubflächen sich bis an das Stadtviertel Abbassieh mit seinen gewaltigen Bauten hinziehen. Dieser ausgedehnte Gebäudecomplex enthält Kasernen, Pferdestallungen, Kriegsschulen, Arsenale. Weiterhin dehnt sich neben der Bahnlinie eine fast ununterbrochene Willenstadt aus, die erst in den letzten Jahren durch Menschenhand aus der Sandwüste heraus geschaffen wurde. Der Baulust in dieser gesunden, luftreinen Wüste gibt einen besondern Impuls die Ansiedlung des Khedive in Kobba. Der jetzige Vicekönig, der junge Abbas II., hat eine besondere Vorliebe für Kobba, wo er gewöhnlich wohnt. Wir lassen das vicekönigliche Schloß mit seinen prächtigen Gärten links und erblicken alsbald im Nordwesten zwischen üppiger Vegetation eine Kapelle mit dem Zeichen der Erlösung: es ist die Lourdeskapelle von Matarieh. Bevor wir uns noch an dem lieblichen Bilde sattsehen können, hält der Zug bei der Station Matarieh. Wir steigen ab, danken für das eifrige Anerbieten der Eselungen und ziehen vor, die etwa 15 Minuten lange Strecke nach Heliopolis zu Fuß zurückzulegen. Von der Station weg gehen wir gerade aus auf der Straße, die durch Matarieh führt. Während der Ort noch vor kurzem nur aus gewöhnlichen Lehm- und Ziegelhütten mit etwa 500 Einwohnern bestand, findet man heute moderne Gebäude und Restaurants. Außerhalb des Ortes überschreiten wir bald mächtige Ruinenhügel, die Reste der Ringmauer des alten Heliopolis. Bei einer Sakieh (Schöpftrad) führt eine Allee magerer Bäume zum Obelisk, der mitten im Felde steht. Aus dem nahen armseligen Dorfe eilen alsbald Fellachensinder herbei und bestürmen uns um Bakischisch (Almosen).

Der Obelisk ist ein schöner Monolith aus Rosengranit und mißt 20.25 m von der Erde an, doch steckt infolge der allmählichen Anhäufung von Nilschlamm ein Theil tief im Boden. Dieser älteste aller bekannten Obelisken wurde 2700 Jahre vor Christus errichtet. Solcher Sitzsäulen, den Sonnenstrahl in Stein versinnbildlichend, standen sehr viele paarweise vor den Thoren des berühmten Sonnentempels, der einst hier war. Nachdem die Stadt durch die Perser zerstört worden war, verschwanden sie mit den andern Resten, mehrere wurden auch nach Europa gebracht, und die meisten Obelisken, die man heute in Rom und anderswo sieht, stammen von hier.

Heliopolis und sein Sonnentempel spielten einst eine große Rolle. Hier war das Centrum der ägyptischen Gelehrsamkeit und des Götzendienstes. Hier weilten oder studierten Herodot, Plato, Solon, Pykurg, Thales, Pythagoras u. s. w.

Heliopolis oder Sonnenstadt, in der Bibel On, trat auch mit dem auserwählten Volke des alten Bundes in Berührung. Der Hohepriester des Sonnengottes hieß Putiphar, welcher Name aus der Bibel bekannt ist. Die Tochter eines solchen Putiphar wurde die Frau des ägyptischen Josef, und ihre Söhne Ephraim und Manassa wurden, vom Patriarchen Jakob adoptiert und gesegnet, die Stammväter zweier Stämme Israels. In Heliopolis dichtete der Prophet Jeremias seine Klagelieder. Hier studierte Moses als Adoptivsohn der Pharao-Tochter. Hier siedelte sich eine große Judencolonie an und baute dem wahren Gott einen Tempel. Der Ort hat durch seine Stellung selbst eine Verwandtschaft mit der Sendung des Erlösers.

Auf dem Altare des Sonnentempels soll sich der Phönix in einem Wehrauchneste alle 500 Jahre verbrannt haben und nach drei Tagen aus seiner Asche wieder erstanden sein, welche Fabel von den hl. Vätern als Sinnbild des aufer-

standenen Erlösers angeführt wird. Der Sonnentempel selbst war ein Sinnbild der Sonne, welche Christus ist. Auf dem Obelisk, der als stummer Zeuge der Vergangenheit heute noch über die Ruinen und Felder ragt, steht in Hieroglyphen eingemeißelt geschrieben: „Der Sohn der Sonne Sesurtesen, der Horos, welcher den Menschen das Leben gibt, der Sonnenkönig, welcher der Welt geschenkt ist, der Herr von Ober- und Unterägypten, der geliebt wird von den Geistern der reinen Gegend, der immer lebt und den Menschen das Leben verleiht, der das Leben der Menschen ist, dem Gotte, der ihn zum Lebensgeber machte.“ Diese Inschrift erinnert unwillkürlich an den Eingang des Johannesevangeliums und an Christus, das wahre Leben der Menschen.

Dieses Heliopolis also scheint unter allen Orten Agyptens die Augen des aus Palästina flüchtenden Erlösers auf sich gezogen zu haben. Hier am Sitze des Sonnengottes wollte die Sonne der Wahrheit erscheinen. Bei der Ankunft Christi war jedoch Stadt und Tempel zerstört, es standen nur mehr Reste mit Priestern und mehrere Obelisken. Nach den alten Berichten soll der Einzug Christi in Heliopolis nicht ohne Wunder vor sich gegangen sein. Nach einer alten Überlieferung sollen bei der Ankunft des Erlösers die ägyptischen Götzenbilder von ihrem Standorte herabgestürzt und in Trümmer gegangen sein, wie schon Isaias (Cap. 19, Vers 1) vorhergesagt hatte: „Siehe, der Herr setzet sich auf eine leichte Wolke und kommet nach Agypten; da beben die Götzen Agyptens vor seinem Antlitze.“ Es heißt: „Als die hl. Reisenden die Berge und Städte Agyptens vor sich sahen, betraten sie eine Stadt Sotine (Heliopolis) oder Götzenstadt. Da giengen sie in den Tempel, wo sich 365 Götzen befanden. Als nun die heilige Jungfrau mit dem Kinde eintrat, fielen alle Götzen mit dem Gesichte zu Boden und zerbrachen. Als der Statthalter dies hörte, kam er mit allen Truppen und Officieren zum Tempel. Die Priester glaubten bei seinem Anzuge, er komme gegen sie, um die Götzen zu rächen, deren Bilder gestürzt waren. Als er aber eintrat und alle Statuen zerbrochen sah, gieng er auf die hl. Jungfrau zu und betete des Kind in ihren Armen an.“ Nach einer alten Überlieferung soll sich dieser Statthalter, namens Aphrodisius, später bekehrt haben und soll als Bischof gestorben sein.

Das zerstörte Heliopolis mit seinen Ruinen und Götzenpriestern erschien jedoch der hl. Familie nicht geeignet als Aufenthaltsort. Sie siedelte sich außerhalb der Stadt auf freiem Felde an, wo auch viele Israeliten wohnten. Die Überlieferung und die Lage des Ortes selbst sprechen dafür, daß die hl. Familie sich im heutigen Matarieh niedergelassen habe.

Alle alten koptischen Bücher handeln vom Aufenthalte der hl. Familie in Matarieh. Die abendländischen Pilger aller Nationen besuchten den Ort und berichteten darüber; sie geben übereinstimmende Beschreibungen. Manche dieser Berichte der frommen Pilger, unter denen mehrere Deutsche, enthalten rührende Ausdrücke kindlicher Freude über die lieblichen Erinnerungen an Jesus und Maria. Damals kamen die Pilger meist vom heiligen Lande und Sinai nach Matarieh, also auf der Rückreise.

Ich führe nun den frommen Leser von Heliopolis nach Matarieh. Wir kehren vom Obelisk wieder auf die Straße zurück, wobei wir von bettelnden Kindern bis nach Matarieh verfolgt werden. Die Straße führt uns am Jesuiten-garten mit der Lourdeskapelle vorbei, und alsbald sehen wir links den Eingang zum sogenannten „Balsamgarten“. Eine schöne Allee führt durch den Garten voll von Orangen, Palmen, Granaten, Bananen und andern herrlichen orientalischen Gewächsen. Im Hintergrunde sehen wir einen altherwürdigen Baum von einem Lattenzaun umgeben in Mitte eines Rondells. Der arabische Wächter sperrt den Zaun auf, läßt uns eintreten, und wir stehen unter dem „Marienbaume“,

unter welchem Maria mit dem Jesuskinde, von Heliopolis kommend, geruht haben soll. Der Liebe des Erlösers und seiner heiligen Mutter gedenkend, knieen wir nieder und beten drei Vaterunser und Ave Maria. Nun betrachten wir den ehrwürdigen Baum.

Es ist eine Sykomore oder wilder Feigenbaum, die wahre Sykomore des Orients, allgemein „Marienbaum“ genannt. Der Baum ist 8 m hoch, der Stamm hat 6 m Umfang. Der Stamm ist hohl und nicht gerade, sondern von Süd nach Nord geneigt, so daß er als Hälfte eines Stammes erscheinen möchte. Die mächtigen, blätterreichen Äste bedecken eine weite Strecke mit ihrem Schatten. Wie vom Wetter zerschlagen streckt der Baumriese voll tiefer Spalten und Löcher seine Arme in die Höhe. Stamm und Äste sind mit eingesechnittenen Namen von Pilgern bedeckt, und würde derselbe nicht bewacht gegen Ausplünderung, so wäre er wohl schon verschwunden. Ein paar Blätter nimmt sich jeder mit, und manche schneiden sich trotz des Protestes des Wächters Zweige und Holzstücke ab. Im Sommer und Herbst sind die dicken Äste



mit vielen runden, mittelgroßen und fleischfarbenen Wildfeigen bedeckt, welche von kleinen blätterlosen Trieben getragen werden. Die Eingeborenen essen die Sommerfeigen, die frisch keinen unangenehmen Geschmack haben, der an Äpfel und Erdbeeren erinnert, aber schon bald sehr unappetitlich schmecken. Das Holz des Baumes ist schwer und unverwüßlich. Die prächtigen Sarkophage der Mumien, die man trotz ihres Alters von 3000 Jahren in den Museen ohne Spur von Verderbnis sieht,

sind aus diesem Holze. Die Sykomore ist in Unterägypten sehr häufig. Unser Negerdorf in Geziret ist von solchen Bäumen dicht beschattet und die Neger essen die Früchte gerne.

Früher hatte der Baum die Form eines umgekehrten Y, aber im J. 1656 fiel die eine Hälfte. Die Franciscaner in Kairo schafften den gefallenen Theil in die Sacristei ihrer Kirche, wo sie ihn lange als Gegenstand der Verehrung bewahrten. Der andere Theil verschwand bald nach 1694. Aus den Wurzeln trieb nun der heutige Baum hervor. Aus der Form, die der Baum einst hatte, erklären sich die lieblichen Legenden der Christen und Muselmanen. Nach der Tradition soll sich nämlich der Baum geöffnet und der Gottesmutter einen bequemen Sitz geboten haben. In dieser Höhlung brannten noch im 15. Jahrhundert zwei ewige Lampen zu Ehren der hl. Jungfrau. Die Pilger traten einer nach dem andern in die Höhlung und beteten ein andächtiges Ave Maria. Auch galt das Holz des Baumes als heilkräftig gegen Fieber.

Etwa 40 m von Marienbaume entfernt befindet sich eine Sakieh, eines der in Aegypten sehr häufigen Bewässerungsräder, welche von Ochsen gezogen, das Wasser aus der Tiefe emporheben. Die Pilger trinken gewöhnlich von diesem Wasser. Hier ist nämlich der Ort der „Marienquelle.“ Die alten liturgischen Bücher der Kopten und die Berichte der ältesten Pilger führen an, daß die hl. Familie bei der Ankunft in Matarieh von Haus zu Haus gieng und daß niemand, den Bitten des hl. Josef um Wasser für seine heiligen Pflegebefohlenen entsprach; von Durst gequält, setzte sich dann die hl. Jungfrau nieder, und da entsprang durch ein Wunder neben ihr eine Quelle, aus der sie mit Jesus und dem hl. Josef trank und kochte. Christen und Muselmanen aller Zeiten betrachteten und verehrten diese Quelle als mit Wunder- und Heilkraft begabt. Sie wurde so berühmt, daß der alte Name der Ortschaft Bet-Schems (Haus der Sonne) sich in Ain-Schems (Quelle der Sonne) änderte und sie bis zum 14. Jahrh. nur unter diesem Namen bekannt war. Das Vorhandensein einer wahren Quelle, unabhängig von der unterirdischen Filtration des Nilwassers, in einer Gegend, wo der Regen 8—12 mal jährlich kaum den Straßenstaub zu bespülen imstande ist, mußte sicher als eine außerordentliche Thatsache erscheinen. Heute weiß man nicht, ob diese Quelle noch besteht. Man kann annehmen, daß die Quelle, wofern sie nicht ihr Niveau geändert hat, im Bassin der Nilfiltration, woraus die Wasserräder schöpfen, verschwunden ist. Der Thalboden und das Flussbett haben sich nämlich seit Christus so erhöht, daß das Niveau der heutigen Nilfiltration die Erdschicht erreicht, welche zur Zeit Christi die Oberfläche des Bodens bildeten.

Nach der Tradition soll der Knabe Jesus, indem er sich im Wasser von Matarieh wusch, ihm eine außerordentliche Süßigkeit und Güte verliehen haben. Das Wasser ist in der That völlig süß, während sonst überall die vom Flusse entfernt liegenden Brunnen mehr oder weniger salziges Wasser enthalten. Davon leitet sich auch der Name Matarieh ab, der Reservoir reinen Wassers bedeutet. Im Mittelalter ließen die Paschas in Kairo dieses Wasser für ihre Tafel holen, indem sie es jedem anderen vorzogen. Auch wird von wunderbaren Heilungen berichtet, welche durch Baden in diesem Wasser bewirkt wurden. Die am Schöpfrade der Sakieh beschäftigten Fellachen bieten dem Pilger gern Wasser zum Trinken an.

(Fortsetzung folgt.)



## Mittheilungen aus den Missionsstationen.

**I**nen kleinen Überblick über die Thätigkeit, welche unsere Missionäre in den einzelnen Stationen während des verfloffenen Jahres entfaltet haben, werden unsere Leser aus einem Berichte des Hochwürdigsten Herrn A. Roveggio, Bischofs und apostolischen Vicars von Centralafrika an Se. Eminenz den Hochwürdigsten Herrn Cardinal Grucha, Fürsterzbischof von Wien, erhalten. In dem aus Assuan (Oberägypten), vom 3. Jänner d. J. datierten Schreiben heißt es:

Ich halte es für meine Pflicht, Ew. Eminenz noch vor Jahresabschluss einen kleinen Bericht über den gegenwärtigen Stand dieser unserer Mission von Centralafrika zu senden, wohl wissend, daß er Ew. Eminenz bei dem großen Interesse, das Sie für unsere Sache haben, zur Freude gereichen werde.

Die ganz besondere Beschützung und die reiche Unterstützung, mit welcher unsere guten Wohlthäter die Mission von Centralafrika begünstigt haben, hat mir in diesem Jahre die Verwirklichung eines Planes möglich gemacht, der zuerst von dem wackeren Dr. Knoblerer gefaßt worden ist und dessen Ausführung von den nachfolgenden apostolischen Vicaren immer als eine der ersten und wichtigsten Aufgaben unserer Mission betrachtet wurde; ich meine die Gründung einer Centralstation in Assuan, dem Thore Chartums und des Sudans. Wir müssen in der That unseren Wohlthätern, die mit ihren Almosen sich zu Instrumenten des Herrn gemacht haben bei einem so nothwendigen und wichtigen Werke, warmen Dank wissen.

In ganz hervorragender Weise fühle ich mich jedoch gegen Ew. Eminenz und alle Mitglieder des so wohlverdienten Marien-Vereines zum Danke verpflichtet, für die fortwährenden Gaben, womit Sie meine geliebte Mission unterstützen.

Assuan hat nunmehr seine schöne katholische Kirche mit einer angenehmen gesunden Residenz für den apostolischen Vicar, seine Missionäre und Schwestern; sowie eine katholische Knaben- und Mädchenschule. — Wenn ich zurückdenke an die Weihnachtstage vorigen Jahres, wo ich den ersten Stein der Kirche legte und segnete, und jetzt mit der Kirche auch die obengenannten Gebäulichkeiten zu Ende geführt sehe, fühle ich mich von einem mächtigen Gefühle der Dankbarkeit gegen Gott ergriffen und sehe in meinem Herzen die schönsten Hoffnungen erstehen für das Wohl der Mission. Die Schwierigkeiten, die zu überwinden waren, bis nur zu bauen angefangen werden konnte, und erst bis der Bau zu Ende geführt war, waren unzählbar; wenn Gott nicht sichtlich geholfen hätte, wäre nicht einmal an den Anfang, geschweige denn an den Ausgang des Unternehmens zu denken gewesen. Tausendmal sei er dafür gepriesen!

Freilich bleibt bis zur inneren Vollendung und Ausschmückung der Kirche noch viel zu thun übrig, aber auch unser Vertrauen, das wir auf Gott und unsere treuen Wohlthäter haben, ist groß, so daß ich nicht nur hoffe, das alles werde sich uns noch möglich machen, sondern man werde auch die großen Schulden tilgen können, die wir gemacht haben und noch an andere neue Unternehmungen denken können, welche die Vorsehung von uns verlangt. Die Zahl der Schüler und Schülerinnen in unseren Schulen ist sehr erfreulich und das schwarze Element darunter sehr gut vertreten; ja in der Schule der Schwestern sind beinahe alle Mädchen Schwarze.

Ein anderes Mittel, dieses arme Volk an uns zu ziehen und ihm Achtung und Liebe für die Mission und unser Werk abzuwingen, ist eine kleine Pharmacie,

die wir hier besitzen, vermittelt welcher, neben der Ausübung eines leiblichen Werkes der Barmherzigkeit, noch viel Gutes für die Seelen gethan wird. Nicht weniger als sechzig sind in diesem Jahre die Kinder, welchen auf diese Weise der Himmel erschlossen wurde. Dazu kommt die Taufe eines erwachsenen Negers, des ersten, der in dieser neugegründeten Station vom Islamismus zu unserer heiligen Religion sich bekehrte. Möchte er der erste einer zahlreichen Christengemeinde in dieser unserer neuen Residenz sein!

Die Position der Kirche und der übrigen Fabricate ist eine sehr gute, so daß ich hoffen kann, meine Gesundheit und die meiner hier weilenden Missionäre und Schwestern werde von nun an weniger unter der außerordentlichen Hitze zu leiden haben, welche hier bekanntlich noch größer ist, als im Centrum des Sudans, in Chartum. Auch die englisch-ägyptische Regierung trug, Dank der vorzüglichen Beziehungen, welche die Mission immer mit ihr gepflogen hat und Dank der zuvorkommenden ausgezeichneten Dienste des Herrn Baron v. Heidler-Eggereg, Plenipotentiaärs Sr. k. und k. apostolischen Majestät, dazu bei, die Lage der Residenz schöner zu gestalten, indem sie unserer Eingabe gemäß, eine geräumige Straße dem Nil entlang aufführte, welche bis zur Kirche führt.

In der Antislavereicolonie in Gefira geht alles gut voran: die geistige und religiöse Erziehung der dortigen Knaben (80) und Mädchen (38) liegt in den Händen der Patres, der Brüder und Schwestern; wir hoffen bei der bevorstehenden Eröffnung der Mission viele Unterstützung von ihnen. Ich sage, bei der bevorstehenden Wiedereröffnung, da die englisch-ägyptische Armee bereits in Berber liegt und daher mit ziemlicher Sicherheit geschlossen werden kann, sie werde in nicht zu langer Zeit bis Chartum, dem Centrum des Mahdismus, vorgehen können. Die unglaublichen Erfolge, welche die Expedition in diesem Jahre zu verzeichnen hatte und die Leichtigkeit, mit der diese Resultate erzielt wurden — die Einnahme Berbers geschah fast ohne Blutvergießen — ist ein sicheres Zeichen, daß die Dervische entmuthigt sind. Der gute Verlauf dieser Expedition und die Wiedereröffnung des Sudan ist eben das, was wir seit so langer Zeit mit Ungeduld und unaufhörlichen Bitten zu Gott verlangen und erwarten. Sobald die Mission offen und genügende Sicherheit vorhanden ist, werden wir uns aufmachen, um unsere alten Plätze wieder einzunehmen, mit denjenigen unserer schwarzen Zöglinge, von welchen wir eine treue und dauernde Unterstützung bei der Evangelisation ihrer Landsleute erwarten können. Es ist daher jetzt ihre vorzügliche Aufgabe, die Erlernung des Katechismus und die Erlernung von Handwerken, damit ihnen im Amte als Katechisten das tägliche Brot gesichert ist. Die Mädchen des Institutes sind bestimmt, mit den obengenannten Knaben einmal christliche Familien im Sudan zu gründen.

In Suakin, der Station, die bis jetzt der Mission so große Opfer gekostet hat, läßt sich, nachdem endlich die Handelsstraße nach Berber wieder offen ist und bereits Karawanen von dorten angekommen sind, ein größerer Aufschwung unserer Schule hoffen. Fünf Tausen sind im Register der Station verzeichnet worden; an und für sich eine kleine Zahl, aber, relativ, in mitten des mohammedanischen Fanatismus, im Angesichte von Mekka, doch nicht so gering, als man glauben möchte.

In Kairo, dem Sitze der Generalprocura und der ersten Station zur Acclimatistierung der Neu-Angekommenen, haben die Patres neben den Arbeiten der Verwaltung und dem Studium der einheimischen Sprachen, die Seelsorge der Kranken im österreichisch-ungarischen Rudolphs Spital, sowie die Sorge der in Kairo lebenden katholischen Neger.

Die Nachrichten von Europa aus den verschiedenen Häusern der Mission lauten sehr günstig: die Zahl und der Eifer der Novizen und Studenten nimmt

von Neuem zu. So konnte mir in den letzten Monaten von Verona eine Verstärkung von vier apostolischen Arbeitern zugehen, von welchen ich drei am vierten Adventsonntag zu Priestern weihte. — Die blühendsten Schulen der Mission sind in Heluan: sie sind den Schulen der Regierung, der Protestanten u. weit überlegen, die Zahl der Schüler und Schülerinnen beträgt 140 aus allen Regionen und Religionen. Selbst Muselmänner schicken zahlreich ihre Kinder in unsere Schulen, trotz der ewigen, allerdings natürlichen Furcht, die Kinder möchten katholisch werden. An Tausen hat Heluan zehn aufzuweisen; im Vergleich zu dem Vorjahre das Doppelte.

### Negercolonie in Gessira bei Kairo.

Der Hochw. P. Josef Weiller, F. S. C., schreibt uns unter dem 15. Januar aus der Negercolonie Gessira:

Die Negercolonie in Gessira bei Kairo ist, wie ihr Name besagt, ausschließlich dem Wohle der Neger gewidmet. Zu diesem Zwecke werden in derselben die Negerkinder beiderlei Geschlechts erzogen. Denn nur auf diesem Wege ist den Arbeiten der Missionäre ein bleibender Erfolg gesichert. Die Anzahl der Knaben, welche im Hause der Missionäre wohnen, beträgt gegenwärtig achtzig; dieselben werden täglich in der christlichen Religion und in den profanen Schulfächern unterrichtet; nebstdem erlernen sie zum größten Theile unter Leitung eines sachmännisch gebildeten Laienbruders ein Handwerk, welches sie in den Stand setzen soll, später ihren Lebensunterhalt auf ehrbare Weise zu gewinnen. Wie die Missionäre sich der Erziehung der Knaben widmen, so beschäftigen sich die Missionschwester, die „Frommen Mütter des Negerlandes,“ mit der Erziehung der weiblichen Jugend. Außer den Kindern finden jedoch auf der Colonie noch solche Neger Aufnahme, welche wegen Krankheit oder ungünstigen äußern Verhältnissen nicht imstande sind, ihr tägliches Brot zu verdienen. Da die Zahl dieser armen, verlassen Neger in Aegypten sehr groß ist, so gibt es deren auch in der Colonie stets eine stattliche Anzahl. Ihr Leben ist reich an den verschiedenartigsten Wechselfällen; oft ist es nichts anderes als eine ununterbrochene Kette von Entbehrungen und Leiden aller Art und läßt erkennen, welch' edle Aufgabe sich die Colonie durch die Aufnahme und Verpflegung dieser Unglücklichen gesteckt hat. In die Reihe dieser Neger gehört auch der Neger Said, der vor kurzem in die Colonie aufgenommen wurde, und dessen Leben ich daher den geehrten Lesern dieser Missionschrift hiemit vorführen möchte.

Als seine Heimat bezeichnet uns Said die Ortschaft Gebel Tima im Lande Nuba. Sehen wir uns dieses Land und seine Bewohner zunächst ein wenig an. Die Nubaner haben ihre Wohnsitze im Südwesten der ehemaligen ägyptischen Provinz Kordofan. Das Land ist gebirgig und fruchtbar und steht daher im Gegensatz zu den angrenzenden Landstrichen Kordofans, welche eine wellenförmige, vegetationsarme Ebene bilden. Von Westen nach Osten wird Dar-Nuba von mehreren Bergketten durchzogen, welche an einzelnen Punkten sich zu einer Höhe von 700 Meter erheben. Als die bedeutendsten Berge sind der große und kleine Golsan, die Berge Gnuma, Fondo, Sobei und Karfo zu bezeichnen. Das Jahr wird in drei Jahreszeiten eingetheilt, in den Charif oder die Regenzeit, in den Schetta oder Winter und in den Seiff oder Sommer. In der Regenzeit, welche von Mitte Juni bis September dauert, wird das Land vom Regen völlig durchtränkt, und es bilden sich zahlreiche Gießbäche, — Chor genannt, — welche die Ebenen nach allen Seiten durchströmen und theils in den See Birket, theils in den Weißen Nil sich ergießen. Alsdann bedecken sich die Thäler und Ebenen mit üppigem Grün, während die Berge aus Mangel an fruchtbarem Erdreich eine karge

Vegetation aufweisen. Die Kubaner treiben Viehzucht und Ackerbau. An Hausthieren züchten sie vorzugsweise Hornvieh, wie Ochsen, Kühe und Ziegen, ferner treiben sie auch Geflügel-, Pferde- und Schweinezucht. Der Ackerbau beschränkt sich auf den Anbau von Korn, Dochn, Sesam, Bohnen, Bamien und wenige andere Feldfrüchte. Unter den Baumpflanzen, welche in Dar-Nuba vorherrschen, sind besonders der Sunthbaum, die Andansonie, die Akazie und der Baobab zu erwähnen, welch' letzterer eine Höhe von 20 bis 25 Meter erreicht, während sein Stamm 9 bis 12 Meter im Umfang mißt. In den dichten Wäldern, welche das Land bedecken, haufen Löwen, Tiger, Hyänen, Giraffen, Wildschweine und zahllose andere mehr oder weniger gefährliche Wildthiere. Der Stamm der Kubaner war noch zu Anfang dieses Jahrhunderts stark und zahlreich gleich den südlichen Nachbarstämmen der Schilluk- und Dinka-Neger. Damals befanden sich ihre Dörfer sämmtlich in den Ebenen und die Kubaner wohnten darin in einfacher fast patriarchalischer Lebensweise friedlich mit einander zusammen. Doch dann wurden sie daraus verdrängt durch die Baggara, ihre nördlichen Nachbarn, welche fortwährend Slavenjagden auf die Kubaner veranstalteten, da sich diese durch schlanken Körperwuchs, Intelligenz und Geschicklichkeit auszeichnen und daher unter den Negern des Sudan am meisten geschätzt sind. Mit Feuerwaffen versehen, überfielen sie die Kubaner in ihren Dörfern, suchten so viel als möglich an Slaven und Vieh zu erbeuten und steckten oft ganze Dörfer in Brand. Die Kubaner, welche aus Mangel an geeigneten Waffen sich gegen die Baggara auf freiem Felde nicht behaupten konnten, zogen sich auf die schwer zugänglichen Spitzen ihrer Berge zurück und umgaben noch obendrein ihre Wohnungen mit dornigen Umzäunungen, um gegen die Überfälle der raubgierigen Baggara gesichert zu sein. In der That blieben seitdem die Kubaner in ihren Dörfern unbehelligt; doch um so größere Gefahr drohte ihnen, so oft sie von ihren Bergen in die Ebene herabstiegen, um ihre Felder zu bebauen oder ihre Viehherden auf die Weide zu führen, wie dies aus den Schicksalen unseres Said ersichtlich ist.

Said wurde, wie schon bemerkt, auf Gebel Lima geboren, einer Ortschaft, welche im westlichen Theile von Dar-Nuba liegt und wegen ihrer isolierten Lage besonders gefährdet erscheint. Die Familie des Knaben bestand aus Soliman, seinem Vater, Saada, seiner Mutter und zwei ältern Schwestern. Geben wir ihm selbst das Wort, um zu hören, wie er von den Slavenjägern ergriffen und aus seiner Heimat weggeschleppt wurde.

„Ich mochte,“ so erzählt Said, „ungefähr zehn Jahre zählen, als ich eines Tages früh Morgens in die Ebene hinabstieg, um die Herde meines Vaters auf die am Fuße des Berges Lima gelegenen Weiden zu führen. Das Wetter war trüb und regnerisch; das Dorf auf der Spitze des Berges, von wo man bei hellem Wetter die Ebene nach allen Richtungen hin überschauen konnte, war in dicke Nebel gehüllt. Unten herrschte tiefe Stille, und ich fühlte mich ganz einsam. Nachdem ich so mehrere Stunden bei der Herde meines Vaters verbracht hatte, drang plötzlich das Wiehern eines Pferdes aus dem nahen Walde an mein Ohr. Ich glaubte, mein Vater, der am frühen Morgen nach einem nahen Dorfe ausgeritten war, kehre nun nach Hause zurück. Bald jedoch erkannte ich an den Huftritt, die immer näher kamen, daß es mehrere Reiter waren. Als dieselben aus dem nahen Gebüsch hervorkamen, gewahrte ich zu meinem Schrecken sechs Baggara, welche, mit Gewehren und Lanzen bewaffnet, zur Erbeutung von Slaven und Vieh die Umgegend meiner Heimat durchstreiften. Ich huschte so schnell als möglich ins hohe Gras, welches in nächster Nähe war und verbarg mich. Doch zu spät! denn ich war schon entdeckt worden. Als ich sah, daß die Reiter eiligt auf mich zusprengten, schrie ich so laut ich konnte um Hilfe; doch im nächsten

Augenblide sah ich mich bereits in der Gewalt eines Baggaru, der mich mit der  
 Länge zu durchbohren drohte, falls ich mich nicht ruhig verhielte. Er band mir  
 die Hände auf meinen Rücken zusammen, lud mich auf sein Pferd und sperrte



Musikbände der Negerecolonie Gesira.

eiligt davon, während sie andern sich der Sühe und Dshen meines Vaters be-  
 mächtigten und dieselben in einer andern Richtung vor sich hertrieben. Dies alles  
 war das Meer weniger Augenblide, und ich hatte bereits meine Heimat aus den  
 Augen verloren, ohne daß jemand dort oben im Dorfe die geringste Kunde von

dem Raubzuge erhalten hatte. Nachdem wir ungefähr eine Stunde lang geritten waren, kamen wir an einen freien Platz mitten im Walde; daselbst erblickte ich noch andere Baggara, welche eine größere Anzahl meiner Stammesgenossen aus den benachbarten Dörfern weggeschleppt hatten. Es waren im ganzen ungefähr vierzig Personen, meist Knaben und Mädchen, denen man gleich mir die Hände auf dem Rücken gefesselt hatte. Andere, die in einem vorgerückteren Alter standen, trugen zu drei oder vier auf dem Nacken einen Balken, woran man ihre Hände mit Stricken festgebunden hatte, um ihnen die Flucht und jeden Widerstand unmöglich zu machen. Da standen sie alle vor mir wie Zugthiere an einander gebunden, schluchzend und weinend. Die Baggara machten uns die schmeichelhaftesten Versprechungen, wofern wir uns in unser Schicksal willig ergäben; doch alle Versuche, unsere Angst und Trauer zu verschrecken und uns zu beschwichtigen, waren vergeblich: wir alle waren untröstlich darüber, daß wir auf eine so grausame Weise unsern Eltern entrissen worden, wir riefen von Zeit zu Zeit laut nach ihrem Namen, und das Weinen und Schluchzen wollte kein Ende nehmen. Die Reise wurde alsbald fortgesetzt, da keine Zeit zu verlieren war: denn man mochte einen Überfall der Nubaner befürchten. Der Marsch war äußerst beschwerlich. Das dornige Gestrüpp, welches wir zuweilen durchschreiten mußten, ließ blutige Spuren im Gesicht, auf den nackten Schultern und Armen zurück; spitze Dornen drangen uns in die Füße und verursachten heftige Schmerzen. Doch was konnten wir dagegen thun? Alles Klagen und Bitten war vergeblich: die Baggara drängten hinter uns mit der Peitsche unaufhaltsam zum Weitermarsche. So mußte sich jeder stumm in sein schmerzliches Schicksal ergeben. Ein erwachsener Neger, der wegen körperlicher Schwäche und gänzlicher Erschöpfung nicht mehr weiter konnte, wurde zunächst auf grausame Weise gepeitscht; als alle Versuche, ihn zum Weitermarsche zu bewegen, scheiterten, versetzte ihm sein Führer einige Stiche mit der Lanze, und mit blutriefenden Wunden bedeckt wurde der Arme auf dem Wege liegen gelassen. Gegen Einbruch der Nacht machten wir Halt an einem Brunnen unter einer Gruppe hoher Sumbäume. Dort sollten wir die Nacht zubringen. Man löste die Stricke von unseren Händen und band damit unsere Füße, um jeden Fluchtversuch zu vereiteln. Jeder ließ sich sofort nieder und zog sich die Dornen aus den Füßen, so weit dies mit den bloßen Fingern möglich war. Unterdessen wurde an uns ein wenig ungekochter Dochn ausgeheilt, der mit Sesam vermischt war. Damit sollten wir unsern Hunger stillen. Die Baggara zündeten mehrere Feuer an, welche die Nacht hindurch brannten, sowohl um die wilden Thiere fern zu halten, welche hauptsächlich des Nachts auf Raub ausgehen, als auch um Schutz gegen die Kälte zu bieten. Ich sah, wie die Erwachsenen meiner Stammesgenossen sich im Kreise um das Feuer niederließen und hörte, wie sie von Zeit zu Zeit Verwünschungen gegen die Baggara ausstießen, die jedoch von diesen nicht verstanden wurden. Dann legte ich mich nieder ins Gras und vergaß für einige Stunden das traurige Schicksal, dem ich anheimgefallen war. Es begann bereits zu dämmern, als ich von einem Baggara aus dem Schlafe gerüttelt wurde. Jeder erhielt wieder etwas Dochn und Sesam und sofort rüftete man sich zur Weiterreise. Die Berge der Heimat waren unsern Blicken entschwunden; vor uns dehnte sich eine weite fast baumlose Ebene aus; weit und breit war keine menschliche Wohnung anzutreffen. Der Marsch begann, schien jedoch gar kein Ende nehmen zu wollen. Den ganzen Tag mußten wir marschieren, während die Baggara auf ihren Pferden ritten, dabei singend und pfeisend sich unterhielten und uns von Zeit zu Zeit mit der Peitsche zu schnellerm Marsche antrieben. Von Hunger und Durst gequält und gänzlich erschöpft, erreichten wir am Abend Hamad, ein Dorf in Dar-Hamer, und endlich hieß es, daß wir an unserm Reiseziel angekommen seien.

Als bald sahen wir uns von einem Haufen Männer, Weiber und Kinder umgeben, welche neugierig herbeigeeilt waren, um uns zu beschauen und an uns allerlei Fragen richteten, die jedoch niemand von uns verstand. Jeder der Baggara führte die von ihm erbeuteten Sklaven in seine Behausung, d. h. in eine aus Dochnrohr aufgerichtete Hütte. Mein Herr nannte sich Bahra, er war noch unverheiratet und wohnte in der Hütte mit seiner Mutter und seinen zwei Schwestern zusammen. In der ersten Zeit besonders hatte ich dort viel auszustehen. Da ich noch nicht die Sprache der Baggara verstand, so erregte ich oft die Ungeduld und den Zorn meines Herrn und zog mir so manche Mißhandlungen zu. Ich wurde meistens zur Arbeit auf dem Felde verwendet. Bahra war arm, daher war meine Kost dürftig und schlecht, und oft war ich froh, mit harten Durahkörnern meinen Hunger stillen zu können. Von Tag zu Tag erwartete ich, daß mich mein Herr an einen der Sklavenhändler verkaufen würde, welche häufig in Hamad zum Sklavenankauf eintrafen. Doch es sollte anders kommen! Eines Tages hieß es, ein hoher Beamter namens Salem Bey sei von Chartum eingetroffen, um im Namen der ägyptischen Regierung Soldaten einzuziehen. So war es! Auch ich wurde eingezogen, wie sehr sich auch mein Herr dagegen sträuben mochte, und bald darauf reiste ich nach Berber, wo ich dem 9. Neger-Regiment einverleibt wurde. So war meine Sklaverei zu Ende, ich hatte die Freiheit wiedererlangt."

Welches waren die spätern Schicksale unseres Said? Seine militärische Laufbahn sollte nicht von langer Dauer sein. In Berber verblieb er zwei Jahre und erlernte daselbst die arabische Sprache. Dann wurde das 9. Neger-Regiment nach Kairo versetzt, wo es bis zum Ausbruch des mahdistischen Aufstandes stationiert blieb. Als dann im Jahre 1888 die Derwische unter Führung des Emir Uad Medschumi die ägyptische Grenze bedrohten, mußte auch Said gegen dieselben ins Feld ziehen. In Toski, südlich von Korosko, kam es zur Schlacht, die mit einer gänzlichen Niederlage der Derwische endete. Said wurde durch einen Schuß am Knie verwundet und ins Lazareth bei Uadi Galsa gebracht. Er wurde geheilt, doch war er seitdem hinkend und wurde daher als untauglich aus dem Militärdienste entlassen. Die nun folgenden Jahre verbrachte er in dem in der Nähe von Kairo gelegenen Negerdorfe Abbassiah, wo er für seinen Lebensunterhalt allein auf die Gastfreundlichkeit der Neger angewiesen war. Wegen dürftiger Kost und schlechter Wohnung schwanden seine Kräfte immer mehr, und zuletzt besiel ihn die Schwindsucht, eine Krankheit, welche unter den in Agypten weilenden Negern häufig auftritt. Auf den Rath eines Negers bat er um Aufnahme in der Negercolonie in Gefira. Sie wurde ihm bereitwilligt gewährt. Said wird nun täglich im Katechismus unterrichtet und zeigt sich für den Glauben an die Wahrheiten unserer heiligen Religion durchaus empfänglich. Wir trösten uns daher mit der zuversichtlichen Hoffnung, daß er binnen kurzem die heilige Taufe empfangen werde, um dann, so Gott will, in ein besseres Jenseits überzugehen.

\* \* \*

Man hört und liest zuweilen, daß die Neger für den Geist des Christenthums unempfindlich seien und sich kaum ein christliches Gewissen bilden. Dem gegenüber berichtet uns einer unserer Missionäre: „Die Negerchristen unserer Mission führen ein erbaulich christliches Leben. Sie wissen ihren Katechismus besser als mancher Weiße, beobachten die Gebote Gottes und der Kirche, beten fleißig, gehen zu den heiligen Sacramenten und haben sich ein wirklich christliches Gewissen gebildet. Dies gilt besonders von den Kindern. Eines Tages fragte ich einen Negerknaben, der zu ungewohnter Stunde aus der Kirche kam, was er dort gemacht habe; er

sagte etwas verlegen: „Vater, ich war gegen einen Knaben erzürnt und legte nun aus Liebe zu Gott den Groll auf den Altar nieder!“ Ähnliche Beispiele, die auch Weißen gut anstehen und das Vorhandensein eines christlichen Gewissens beweisen, könnte ich viele anführen. Geradezu rührend ist es, mit welchem Eifer sich die Katechumenen auf die heilige Taufe vorbereiten. Da sieht man Negergreise sich zu den kleinen Knaben setzen, um von ihnen das Kreuzzeichen oder die Antworten des Katechismus zu erlernen; stundenlange sitzt der alte Neger da und probiert das Kreuzzeichen, das ihm der Kleine vormacht. Man denke, welche Mühe dies so einem Alten, der sein Leben lang Slave war und geistig ganz stumpf geworden ist, kostet! So ein alter Neger plagte sich über einen Monat; hunderte-male ließ er sich von einem fünfjährigen Schwarzen das Kreuzzeichen vormachen; am Abend vor dem Schlafen probierte er es für sich und am Morgen probierte er es gleich wieder; endlich eines schönen Morgens gieng es, und in seiner Freude lief er zu seinem kleinen Lehrer, weckte ihn aus dem Schlafe und mit den Worten: „Schau her, jetzt geht's!“ machte er ihm das Kreuzzeichen vor. Dann lief er zum Zimmer des Vaters, weckte auch diesen aus dem Schlafe, machte ihm von der Thüre aus das Kreuzzeichen vor und bat: „Vater, nun taufe mich gleich!“ Es gibt für die Neger keine härtere Strafe, als ihnen den Empfang der Taufe oder der Sacramente zu verschieben. Da kommen die Kleinen bitten und flehen: „Vater, wann darf ich einmal zu dem kleinen Häuschen (Beichtstuhl) in der Kirche gehen, ich habe viele Sünden.“

## Vormarsch der anglo-ägyptischen Armee.

Die englisch-ägyptische Armee hat, wie in voriger Nummer berichtet, ihren Vormarsch einstweilen eingestellt, angeblich um das Steigen des Niles abzuwarten und dann desto schneller und mit größerer Bequemlichkeit vorrücken zu können. Unterdessen bleibt sie seit dem 20. Januar l. J. zwischen Wadi-Halfa, Berber und Eddamer stationiert. Wie nun aus sicherer Quelle gemeldet wird, soll der weitere Vormarsch schon Mitte April beginnen und zwar zunächst auf Metemneh, nach dessen Einnahme sogleich auf Omdurman und Chartum losgegangen wird, da um diese Zeit der Nil schon hinreichend hoch geht, so daß also Ende Mai oder Mitte Juni d. J. der entscheidende Schlag schon ausgeführt und wenigstens einer unserer Missionäre in das alte Missionsgebäude zu Chartum eingezogen sein dürfte. Im Osten der Mahdisten greift die ägyptische Besatzung von Cassala immer mehr um sich und entreißt den Dervischen durch kleine, aber kühne Scharmügel einen Posten nach dem andern, so daß sich diese immermehr nach Gedaref und Sennar zurückziehen müssen. Aus den Bajudensteppen kommen fortwährend ganze Scharen von Subanesen nach Meravi, und bieten ihre Unterwerfung an, ihren Aussagen zufolge ist die Noth im Sudan ziemlich groß und der Chalifa dürfte sein Heer schwerlich auf mehr als 60.000 Mann bringen. — Der Sudan wird jetzt wirklich ein vielumwobenes Land. Was die Expedition Marchand, von der im ersten Hefte berichtet worden war, treibt und bezweckt, weiß man bis jetzt nicht sicher. Doch nicht genug! Auch Prinz Heinrich von Orleans bricht von Abessinien aus nach dem Sudan auf und zwar mit bedeutender Begleitung. Um aber fremden Einfluß nicht zu sehr an den Nilquellen aufkommen zu lassen, hat der junge englische Forschungsreisende

H. Cavendish eine andere Expedition ausgerüstet, welche mit aller Geschwindigkeit von der Somalieküste nach dem oberen Nil abgehen soll und an der mehrere andere gelehrte Engländer theilnehmen; für ihre Sicherheit sollen ungefähr 400 bewaffnete Somali und einige Schnellfeuerkanonen sorgen. Die Resultate dieser Bestrebungen bleiben noch abzuwarten; möchten sie doch zur schnelleren Eröffnung des Sudan beitragen! — Zu allerlezt wird durch „Reuters Office“ aus Wadi-Halfa mitgetheilt, Mahmud, Emir der Mahdisten, drohe das befestigte Lager am Atbara anzugreifen. Infolgedessen wurde den britischen Truppen der Befehl erteilt, den Nil aufwärts zu marschieren.

P. Josef Münch, F. S. C.

## Österreich und die Mission von Centralafrika.

Das katholische Österreich ist bei der Hilfsaction zugunsten Afrikas und seiner armen Völker wahrlich nicht zurückgeblieben, es hat sich vielmehr glänzende Verdienste um die Christlichmachung Afrikas erworben. Manche werden sich noch der Fünzigziger-Jahre erinnern: was war das für eine Begeisterung für Afrika! Die edlen Priester und Laien des Kaiserreiches waren nach Agypten, Nubien und dem Sudan geeilt, unter unsäglichen Mühen und Gefahren bis in die Nähe des Äquators vorgedrungen; dort hatten sie sich unter den Negern niedergelassen, ihre Verlassenheit und Hilfsbedürftigkeit vollends studiert und darüber in die Heimat berichtet. Ihr Haupt, Dr. Ignaz Knoblecher, kam in Person, sein Ruf — er war der Hilferuf der Neger — fand begeisterte Aufnahme und warme Theilnahme: vom damals jugendlichen Kaiser und seinem ganzen erlauchten Hause, von den höchsten kirchlichen Würdenträgern und den obersten Regierungsinstanzen bis zu den gewöhnlichen Bürgerleuten aller Landestheile und Diöcesen war die Theilnahme für Afrika und die österreichischen Missionäre daselbst eine allgemeine und so tiefgehende, daß ganz Österreichs Volk sich zusammenthat und die Sache der Negermission vom ersten Nilkatarakt bis zum Äquator zur seinigen machte. Se. apostolische Majestät hatte dem ganzen das Siegel aufgedrückt und im Namen seiner Völker das Protectorat über die Mission von Centralafrika übernommen. Es wurde der Marien-Verein gegründet, das gläubige Volk von den Kanzeln herab mit bischöflichen Worten zur Unterstützung aufgefordert. Von allen Seiten liefen Almosen und Geschenke ein, die in großen Sendungen nach Afrika giengen. In Chartum erstand ein Missionsgebäude so groß und so solide gebaut, wie es in ganz Afrika damals kein zweites gab — es hat den Sturm der Mahdisten überdauert und steht heute noch da, wie vor mehr den vierzig Jahren. In Heiligkreuz bei den Dinka-Negern und in Gondokoro bei den Bari pflanzten die Missionäre das Kreuz auf. In den Missionschulen sammelten sich viele Negerknaben. Die Missionäre studierten die Neger-sprachen und die Resultate sind in gediegenen Grammatiken niedergelegt. Ein Missionschiff „Stella Matutina“ besuhr den Nil. In Chartum wurde ein Consulat errichtet. Die Mission arbeitete mit gewaltigen Mitteln und wurde zu einer Macht, mit der die ägyptischen Behörden rechneten; weithin erstreckte sich ihr Einfluss. Die Berichte der Missionäre sind von geographischem und ethno-



Dr. Ignaz Knoblecher.

graphischem Werte und theils in wissenschaftlichen Zeitschriften, theils in eigenen Werken hinterlegt. Die Greuel des Negerraubes und Sklavenhandels im Süden wurden durch sie der Welt bekannt, und wenn später die Mächte auf die Türkei und Aegypten einwirkten behufs Schaffung von Gesezen gegen die Sklaverei, so hatte hiezu das Consulat und die Mission in Chartum den ersten und nachhaltigen Anstoß gegeben. Die Sklavereiconvention, welche im Jahre 1878 zwischen England und Aegypten zustande kam, und welche in Aegypten und im Süden den Sklavenhandel formell verbot, liest sich sehr schön! Es ist aber weniger bekannt, daß die österreichische Mission den ersten Anstoß dazu gab, und das ist ein unsterbliches Verdienst Österreichs um die Völker des Sudan. — Unsägliche Mühen und Entbehrungen ertrugen die opfermuthigen Priester; die Missionierung jener entfernten Gegenden war in jenen ersten und erfahrungsarmen Zeiten unvergleichlich schwieriger als heute. Viele erlagen den Anstrengungen und der Ungunst des Klimas, Jahre hindurch folgten immer neue Missionäre und über die Gebeine und Gräber der Landsleute hinwegschreitend, setzten sie mit todesmuthiger Energie das Werk fort. Das Studium der Todtenregister in Chartum war für uns stets erhebend; da ist verzeichnet ein Neger und gleich dahinter der Missionär, der den Neger in der Todesstunde getauft und dann beerdigt hatte und so folgt sich eine lange Todtenliste von Priestern und dazwischen ein paar Neger verzeichnet; menschlicherweise gesprochen ist es betrübend, aber wir erbauten uns stets an diesem Opfermuth der Missionäre, welche, den Tod vor Augen, mit apostolischem Eifer auf ihren Posten standen, Negerseele um Negerseele dem Satan abrangen und schließlich bei dem heiligen Befehlungswerke das Leben ließen. Außer zahlreichen Laien sind 38 österreichische Priester den Nil hinaufgezogen, 25 davon ruhen in der heißen Erde des Sudan, die Ubrigen erlagen theilweise den ausgestandenen Strapazen in der Heimat. Hunderte von Negern wurden aus der Sklaverei losgekauft, über 800 Negerheiden getauft, deren noch zahlreiche im Sudan und in Aegypten leben. Die Neger zeigen sich dankbar gegen ihre heroischen Wohltäter, gegen Österreich und sein Kaiserhaus. Einst stieg in der Nähe des Äquators aus Negerkehlen die Volkshymne und das Gebet für den Kaiser zum Himmel auf, wie heute in Oberägypten und am Rothen Meere. Heute noch nennen die weißhaarigen Negergreise, die getauft unter den Dermischen des Mahdi zerstreut leben, mit Rührung einen Abuna Soliman (Dr. Knoblencher), Gofner, Haller, Überbacher, Viehweider, Kofler, Rheinthaler, Dichtl u. s. w. Österreichs Name war und ist ein ebenso klangvoller im Sudan, als seine Maria-Theresien-Thaler die fast einzig gangbare Münze sind. Vor allem hat man Achtung vor der idealen Mission Österreichs und der Uneigennützigkeit seines Wirkens zum Wohle der afrikanischen Mission. Man sagt oft, und wir wollen nicht entscheiden, ob mit Recht oder Unrecht, daß andere Nationen die vor ihnen protegierten Missionen zu politischen Zwecken benützen. Österreichs Ideal war: die Ausbreitung des Glaubens und die eigene Ehre als katholische Nation mit frommer Dynastie. Durch diese seine Vergangenheit bewies Österreich seine eminente Befähigung als Schutzmacht katholischer Interessen im Oriente. Mögen die Zeiten Knoblenchers wieder erstehen! Mögen sich zahlreiche begeisterte Jünglinge aus allen Ländern Österreichs zur Aufnahme in das Missionshaus der Söhne des hl. Herzens Jesu in Mähland bei Brigen melden, um einst als tüchtige Ordensmissionäre das Werk der Bekehrung der Neger in Centralafrika fortzusetzen!